

I

1.Kapitel

Anhalter Bahnhof: Berlin

Mehring hasste Abschiedsszenen – und die an Bahnhöfen besonders, doch sie hatten ihn bringen wollen. Er betrat das Abteil, grüßte zurückhaltend die Reisenden, die schon vor ihm eingetroffen waren und bereits begonnen hatten, sich, jeder auf seine Weise, für die lange Fahrt auf engem Raum vorzubereiten.

Da sein Vater eine Reservierung für einen Platz am Fenster hatte besorgen können, schließlich nahm sein Korpsbruder, Jurist wie er selbst, eine wichtige Stellung bei der Reichsbahndirektion ein, fühlte sich Mehring durchaus berechtigt, als erstes ans Fenster zu treten, um es mit einigem Kraftaufwand, während die Scheibe widerwillig in den Gummidichtungen quietschte, nach unten zu schieben.

Draußen standen die beiden natürlich noch.

Nicht nur aus seiner erhöhten Warte vom Zug aus empfand er seine Mutter als klein, wenn sie auch nicht zierlich war, irgendwie fremd und verloren in ihrem hellen Staubmantel dort inmitten der anderen wie sie Herumstehenden oder zwischen den noch nach ihren Wagen suchenden eiligen Reisenden. Schon auf dem Weg zum Bahnhof war ihm selbstverständlich nicht entgangen, wie traurig sie wohl war, ihn, ihren Hans, nun wieder wegfahren lassen zu müssen, ohne noch etwas tun zu können. Ihr Taschentuch hielt sie zusammengepresst in ihrer linken Hand, in der Manteltasche verborgen – es war zwar mild, aber nach dem zu kalten April nun wechselhaftes Maiwetter, regelrechtes Erkältungsklima, wie sie mehrfach wie entschuldigend bemerkte.

Der Vater hatte vorn neben dem Fahrer Platz genommen. Es musste von Wilmersdorf aus, wo sie schon seit Jahrzehnten in einer geräumigen Etagenwohnung lebten, eine Droschke sein, die sie zum »Anhalter« bringen sollte. Die Mutter saß mit ihrem Sohn im Fond. Die neue Stadtbahnstrecke, die direkt dorthin eine gute Verbindung gewesen wäre - nein, nicht an einem solchen Tag. Das kam nicht Frage! Der Vater setzte sich, wie selten, wenn überhaupt, fast gebieterisch über den Sparsinn seiner Frau hinweg.

Hans Mehring spürte, wie ihre Rechte seine Hand suchte, sie fand und festhielt, wobei er das leichte Zittern spürte, das sich nun auf seine Handfläche übertrug. Er erwiderte leicht den Druck ihrer an sich kräftigen Hand, obwohl er das eigentlich nicht wollte.

Was wussten sie schon von ihm?

Natürlich hatten sie alles für ihn getan, wie man so schön sagt, nachdem er zu seinem Heimaturlaub, mehr ein weiterer Genesungsurlaub, nach Berlin

zurückgekehrt war. Die Spaziergänge im Tiergarten und am Schlachtensee, ständig begleitet von besorgten Fragen, ob er denn wirklich noch gehen könne oder sie vielleicht doch zu anstrengend seien, diese langen Wege.

Was abends auf den Tisch im düsteren Esszimmer aus den Zwanzigern kam, zeigte ebenso wenig eine kriegsbedingte Versorgungskrise wie die eine oder auch die zweite Flasche aus dem Rheingau, die sein Vater schnell noch aufzog, wenn seine Frau schon nach Martha in der Küche Ausschau hielt, er aber genussvoll den schweren Rauch einer echten Brasil in die Luft blies.

Und Oper und Theater und Konzert. Der Vater brachte sicher viel Energie auf und ließ für die begehrten Billetts die eine oder andere Beziehung spielen. Dafür reichten sie jedenfalls, um ihn an dem teilhaben zu lassen, was ihm, fern von Berlin, abhandengekommen war: ein Figaro, ein Klavierkonzert von Beethoven, die Maria Stuart – wenn auch Verdunklung, Sirene und drohender Fliegeralarm solche Ereignisse stören konnten und die Stimmung zusätzlich trübten.

Doch sie fragten wenig, und er sprach nicht viel. Der Krieg war kaum mehr ein Thema, weniger noch sein eigener Anteil an ihm. Sicher hatten sie Angst um ihn, bestimmt. Ob er von sich aus mehr erzählen sollte, untertreiben vielleicht, kleine Geschichten erfinden oder solche ausspinnen, die das große, nur in der schwarzweißen Wochenschau glorreiche, Geschehen, umrahmten, angeblich erträglich machten? Aber gab es überhaupt welche - oder hatte er sie nur vergessen? Und würde sein Vater ihm glauben? Schließlich war er Weltkriegsteilnehmer – eine Generation vor ihm. Doch er fragte nicht, wie es ihm und den Kameraden vor Jahresfrist in Tripolis ergangen war. Warum nicht? Besser so!

Dabei war der Krieg gegenwärtig, nicht nur dort, wo er herkam. Hier, mitten in der Stadt, breitete er sich aus. Mehring hatte gesehen, dass sein altes Gymnasium, die Fichte-Penne, nur noch ein aufgeräumter und zusammengeschaufelter Schutthaufen war; ob sich die Quintaner wohl freuten, als sie morgens vor der qualmenden, halb eingestürzten Backsteinfassade standen? , kam es Mehring unvermittelt in den Sinn. Zweimal mussten sie selber vom Esstisch hoch, runter in den Keller, nicht ohne, dass sein Vater vorher noch das Glas geleert und die Zigarre sorgsam im Aschenbecher aus Kristall gelöscht und abgelegt hätte, mit einer Miene, als wollte er sagen: »Die rauch' ich nachher zu Ende.«

Elend sah er aus, und so dünn! dachte sie. Warum musste er denn wieder zurück? Konnte er nicht nach seiner Verwundung im vergangenen Jahr hier, irgendwo, vielleicht als Ausbilder auf seiner alten Offiziersschule oder sonst wo in einer Kaserne, seinen Dienst versehen? Es hatte doch so lange gedauert, bis er wieder richtig laufen konnte, doch nicht wie früher. Auch

wenn der Professor Sauerbruch die neueste Operationstechnik angewandt hatte, wie er ihnen erklärte.

Alles wollte sie tun, um ihn zu schützen. Aber sie war nicht Thetis, die ihren Achill unverwundbar machte – ja, und auch nur fast. Vergeblich! Alle andern waren gegen sie! Wie sie es leid war, vormittags über die Schlachten in der armseligen ‘Morgenpost’ zu lesen, sich abends im Rundfunk nach der verhassten Erkennungsmelodie die neuesten Siegesmeldungen des Oberkommandos der Wehrmacht vorlügen zu lassen. Und dazwischen, in der letzten Zeit immer häufiger, in der Nachbarschaft, beim Fleischer oder auf der Post verweinte Gesichter von Frauen jeden Alters zu bemerken, deren Männer, Söhne oder Brüder gefallen waren. »Gefallen«, was für ein Wort, fast so schlimm wie »heldenhaft«. Und Georg? Wie sinnlos waren seine Versuche, ihr die Seiten in der Zeitung mit den Todesanzeigen von »Gefallenen« vorenthalten zu wollen oder sein widersinniger Trost: »Ich bin doch auch wiedergekommen, Marry.«

Von vorn hörten sie die eher helle, dabei durchdringende Stimme des Berliners am Lenkrad: »Jetz’ ha’m wa schon seit eene Woche keen Alarm jehabt, ob die wohl keene Puste mehr ha’m?« Mehring sah nur, wie sein Vater den Kopf nach links drehte, aber nichts erwiderte. Leider konnte er sein Mienspiel nicht sehen, denn ohne Zweifel verzog der Vater das Gesicht. Was es ihm wohl verraten konnte? Als ob er sich mit diesem Mann auf ein Gespräch einließ, etwa einen Kommentar abgab, einem Droschkenkutscher gegenüber, einem Fremden!

Am Anfang jedenfalls, daran erinnerte sich Mehring, schien der Alte recht begeistert, 1940. Gemeinsam saßen sie im ‘Capitol’, und vor dem Film, er wusste nicht mehr welcher, sahen sie die Bilder von Compiègne: der Führer in demselben Speisewagen, in dem schon einmal, 1918, ein Waffenstillstand aufgezwungen worden war, nur diesmal umgekehrt.

»Das hätten wir uns November 18 nicht träumen lassen, mein Junge, das nicht! Sieg über Frankreich!«, hörte er die Stimme seines Vaters, damals im Kino.

Der Wagen bog in die Straße ein, die sich parallel zum Landwehrkanal mit ihm in Richtung Bahnhof schlängelte. Sie hielten kurz an, um einige Fußgänger passieren zu lassen: eine angestrengte Mutter mit zwei Söhnen, zwischen sechs und neun, mit ihren kurzen schwarzen Hosen viel zu dünn angezogen für die Jahreszeit, ein untergehaktes Paar, er in Uniform, sie mit langen schlanken Beinen, Perlons mit exakt sitzender Naht, zwei junge Männer, Abiturienten vielleicht, noch nicht beim Militär, die lachend und feixend vor ihnen vorüberzogen.

Wie viel die beiden von ihm unterschied, und es waren nicht die vier oder fünf Jahre Altersunterschied! Wie mochten die das Kriegsende erleben,

wie er, wenn überhaupt? Dabei wusste Mehring nicht einmal, ob er einen von beiden oder beide eigentlich beneidete oder überhaupt jemanden, dem er hier in Berlin begegnet war. So kurz es auch nur möglich war, sah er ihnen jedenfalls nach.

Georg Mehring versenkte seine Uhr wieder in der Westentasche. Noch mehr als eine Stunde bis zur Verdunklung, denn Sonnenuntergang war so gegen sieben. Für den Weg zurück reichte es, die S-Bahn nehmen, entschied er für sich und starrte nach vorn durch die Frontscheibe. Gerade noch nahm er zwei junge Leute wahr, sein eigenes Alter machte es ihm schwer, das ihre zu schätzen. Sie überquerten die Straße, sehr lässig, Hände natürlich in den ausgebeulten Hosentaschen; wenig Körperhaltung, wie er unwillkürlich feststellte, nicht sicher, ob das noch eine Rolle spielte.

Der Chauffeur sagte etwas zu ihm, aber er verstand es nicht, fragte auch nicht nach. Warum sollte er? Dieses ständige Gerede der Leute um ihn herum, um Sachen, die so abseits, so meilenweit entfernt von seiner Einflussnahme waren. Was sollte er denn sagen?

Neulich, auf dem Weg ins Gericht, erinnerte er sich, fiel ihm diese Gruppe grauer Menschen auf, wie sie nach oben schauten. Er blieb ebenfalls einen Augenblick stehen und tat wie sie. Offensichtlich hatte eine Sprengbombe, was auch immer, die oberen Stockwerke und auch den Dachstuhl zweier Wohnhäuser auseinandergerissen. Bei einem war dann offensichtlich die ganze Vorderfront abgeklappt, in den Vorgarten, auf den Bürgersteig und die Straße gestürzt. Gehweg und Straße waren bereits wieder passierbar, stellte Mehring dabei fest, ohne sich zu wundern, während er aus dem Schuttberg im Vorgarten Balken und Träger, Fensterrahmen, sogar bizarr verbogenes Schmiedeeisen des zerstörten Vorgartenzaunes herausragen sah. Den Blick wieder nach oben gerichtet, konnte er in gutbürgerliche Wohnzimmer sehen, den eigenen ähnlich, die, nicht einmal ausgebrannt, nun nicht mehr zu betreten waren, aber den neugierigen Blicken der Passanten ausgesetzt waren, auch seinen.

Niemand sagte etwas, nahezu regungslos schauten sie hoch in diese unwirkliche Szenerie, als müsste jeden Augenblick jemand aus den Kulissen und auf die Bühne treten. Hastig setzte Mehring seinen Weg fort. Und die Bewohner, was war mit den Leuten? Erst als er einige Minuten später in die Straße einbog, in dem auch sein Dienstgebäude lag, dachte er an sie und wusste nicht einmal, ob er sich schämen musste. Was sollte er denn tun? Auf ihn wartete vor allem ein langer Prozesstag, ermüdende Einlassungen der Anwälte, sein Urteil.

Endlich tauchte vor ihnen die ockergelbe Backsteinfassade des Bahnhofes auf, dessen beeindruckende halbovale Dachkonstruktion mit ihrer hohen Giebelwand, die auf einer Rundbogenreihe mit scheinbar zierlichen Pfeilern ruhte, ihnen als erstes in den Blick geriet. Die Auffahrt war von Droschken,

anderen Fuhrwerken unterschiedlichster Art und Fußgängern, die von der Straßenbahn hereilend den Vorplatz und die Auffahrt überquerten, weitgehend versperrt. Wer immer konnte, versuchte, vor der vorgeschriebenen Verdunklung sein vermeintlich sicheres Zuhause oder sein sonstiges Ziel erreicht zu haben.

»Kann ick se hier rauslassen?«, fragte der Fahrer. »Is ja allet voll, seh'n se ja selba, eh' wa am Einjang sind, sind se alleene schon dreimal da.«

Nachdem Mehring bezahlt und dabei ein aufrundendes Trinkgeld nicht vergessen hatte, konnten sie den Rest des Weges natürlich zu Fuß zurücklegen, kein Problem. Der Taxifahrer sah seinen schweigsamen Fahrgästen hinterher, die kleine Frau in der Mitte, links der Ältere mit aufrechtem Gang, der wie sie, einen leichten hellen Mantel trug, rechts der Offizier, ein Hauptmann, wie er auf der Fahrt beim Blick durch den Rückspiegel an den Schulterstücken der Uniformjacke hatte erkennen können. Er trug einen dunklen Lederkoffer, während der Mantel in die linke Armbeuge gepresst war. Beim Laufen zog er das linke Bein leicht nach, was ihm an diesem ansonsten eher unscheinbaren Mann sofort auffiel. Kein strammer Offizier! , dachte der Fahrer und fand seinen Gedanken gleichzeitig überflüssig. Na, schlank war er, ja, blass, und vor allem so jung in dieser Uniform. Kanonenfutter! Wie sein Ältester. Der fiel schon 39, in der ersten Kriegswoche.

An sich mochte Mehring den Bahnhof, wenn er auch architektonisch nicht in die Moderne passte. Früher war er für ihn so etwas wie das Tor zur Welt gewesen, aufregende Station auf dem Weg in den Süden, weg von Berlin. Mehrfach war er von hier aus mit seinen Eltern ins Thüringische, nach Bayern, in die Berge gefahren, und schon einmal, bis nach Italien. Heute hatte er keinen Blick für den Vorbau der breiten Eingangshalle, der ihn an eine italienische Loggia, an Florenz erinnerte, auch nicht für die Terrakottaverzierungen und die großen runden Medaillons in der Fassade. Ebenso wenig zogen ihn die metallenen Allegorien 'Tag und Nacht' an, die eine ebenfalls weithin sichtbare Bahnhofsuhr einrahmten. Der junge muskulöse 'Tag' winkte ihm nicht noch einmal zu, die majestätische 'Nacht' dagegen hatte bereits ihr Haupt gesenkt und die Augen geschlossen.

War schon die Eingangshalle von vielfältigem Lärm erfüllt, so steigerte er sich im Bereich der überdachten Bahnsteige ohrenbetäubend. Weitgehend verständliche Lautsprecheransagen mischten sich mit dem Zischen und Stampfen unter Dampf stehender Lokomotiven, die zur Abfahrt bereitstanden. Nur das entsprechende Signal fehlte noch. Ein Verkäufer mit weißer Kellnerjacke und Kochmütze bot entsprechend unhörbar heiße Bockwürste aus seinem blechernen Bauchladen an. Er ließ die Holzzeuge, mit der die Wurst aus dem brühheißen Wasser geangelt wurde, zumindest sichtbar durch die Luft klappern. Kam von irgendwo her Musik?

Der Krach, der letzte Abschiedsworte und Wünsche vor der Abfahrt übertönte, trug dazu bei, dass Mehring nach der Umarmung seiner Mutter, einem aufgedrückten Kuss auf deren Wange und dem eher förmlich-verlegenen Handschlag seines Vaters rasch einsteigen konnte. Die Tür fiel hinter ihm schwer und dumpf in das Schloss.

Dann doch ein vernehmbares Abfahrtsignal, ein greller Pfiff, letztes Türknallen. Knirschend und quietschend, Metall auf Metall, setzte sich der Zug sehr langsam, aber kraftvoll in Bewegung. Noch mehr Qualm, Wasserdampf und der Rauch verbrennender Kohle erfüllten die Halle und verwehten zögerlich in die imposante Eisenkonstruktion der Hallenüberdachung, hüllte die Zurückbleibenden in wattiertes Licht. Mehring streckte, mehr pflichtgemäß als freiwillig, die Hand winkend nach draußen und sah, wie sich die beiden von ihm entfernten, während sie doch auf dem Bahnsteig stehen blieben. Vater schwenkte seinen Hut, die Mutter ihr Taschentuch.

Bestimmt hatte sie Tränen in den Augen, vielleicht auch beide.

I

3.Kapitel

Im Fall der Fälle

»Weißt du eigentlich, dass in Italien schon seit über hundert Jahren Schwule im Fall der Fälle nicht mehr bestraft werden, Eric?«

Ich schrak hoch, wandte meinen Blick von der Landschaft ab, die draußen an uns vorbeizufiegen schien, schaute kurz zu dem älteren deutschen Ehepaar hinüber, das mit uns im Abteil saß, und erst dann mein Gegenüber an. Ich wusste immerhin, dass Thomas wirklich ein glühender Verfechter der Gleichberechtigung von Schwulen und Lesben war. Erst recht, seit er einem Verein beigetreten war, der sich dafür einsetzte, und er inzwischen dort irgendeine wichtige Funktion eingenommen hatte, mit der Folge aber, an zu vielen Abenden nicht mehr zuhause sein zu können. Leider!

»Gut so!«, sagte ich deshalb nur und blickte wieder nach draußen. Allerdings jagte in diesem Augenblick der italienische *Intercity* gerade in eine dieser langen Tunnelröhren hinein, so dass nun lediglich deren Beleuchtung vorbeiblitzte. Schmerzhafter Druck auf den Ohren wie im Flugzeug, das wir nicht hatten nehmen können. Bloß schlucken! Schlechter Druckausgleich bei der italienischen Staatsbahn, dachte ich.

»Und selbst zu Mussolinis Zeiten landeten Männer nicht im Knast, wenn sie es miteinander trieben, während sich unser Bundestag gerade jetzt erst dazu bequem hat, den Hundertfünfundsiebziger zu streichen. Ersatzlos!«, setzte Thomas sogar noch etwas lauter nach, so dass er von unseren Sitznachbarn kaum zu überhören war.

Wollte er mich provozieren, weil ich ihm zu einsilbig war? Ohne Zweifel jedenfalls die beiden Mitreisenden wegen ihrer Blicke, mit denen sie uns abschätzten, nachdem sie das Abteil betreten hatten. Zwei gemeinsam reisende Männer, die sichtbar vertraut miteinander umgingen, kamen ihnen nicht ganz geheuer vor, mutmaßte Thomas bestimmt. Eigentlich sah man uns doch nicht an, dass wir schwul waren. Und selbst wenn! Dabei war es Thomas eigentlich ganz egal, was die Leute dachten. Ärgern tat es ihn aber trotzdem ein bisschen. Die nun offen unfreundliche Miene des Mannes und ihr gemeinsames Tuscheln wertete er offensichtlich als erfolgreiche Probe aufs Exempel. Immerhin – zu übersehen war beides nicht.

Ich dagegen reagierte nicht auf Thommy, von der halb erhobenen Hand abgesehen, mit der ich ein schlaffes *'victory'* andeutete. Nicht etwa, dass mich das alles nicht interessierte, ich war nach dieser Fahrt nur einfach müde und

steckte sie nicht so weg wie Thomas, deren Länge und Unbequemlichkeit man ihm überhaupt nicht anmerkte. Dabei war er nur ein paar Jahre jünger als ich, der als knapper Mitdreißiger doch wohl noch nicht zum alten Eisen zählte! Ein paar graue Haare entdeckte ich mitunter allerdings schon im morgendlichen Spiegelbild, natürlich nicht im lässigen dichten Blond von Thomas. In all den Jahren jedenfalls, seit wir uns kannten, gab Thommy den impulsiven jugendlichen Liebhaber, während mir selbst die Rolle des abgeklärten Kunsthistorikers zufiel - samt Lehrstuhl in Berlin und Studenten, die im Seminar an meinen Lippen hingen. Aber was stimmte von all dem denn schon?

*

An der langen und öden Eisenbahnfahrt, die uns erst von Berlin nach München geführt hatte, war eigentlich meine alte Tante schuld, auch die klugen Ratschläge von Berliner Freunden und solchen jenseits der Alpen, eine unfähige Bahnverwaltung, ruinöse italienische Steuereintreiber und schließlich dann noch ein Notar, der Gedichte schrieb und großzügig beurkunden sollte - wenn ich 'mal davon absah, was seit zwei tausend Jahren unser unruhiges Volk diesseits der Alpen antreibt: der Drang in den Süden! Italien! Zum Glück inzwischen friedlich!

Ob es Thomas war oder ich, der die Idee dazu hatte beziehungsweise sie als erster aussprach, wussten wir später nicht mehr so genau. Natürlich reklamierte sie ab irgendwann jeder für sich. Klar war nur, dass wir ohne Tante Irmas Geld nur im Traum daran hätten denken können, uns auf den Weg zu machen. Sie hinterließ mir, also uns, eine beträchtliche Summe Geld, das nun, zusammen mit Erspartem und Geliehenem, im kleinen dunkelbraunen Lederkoffer lag und über mir im Gepäckfach mitreiste, sorgsam eingeklebt von unseren *Samsonites*. Bald sollte es in den Handtaschen zweier alter Frauen landen, in die von Anna-Lena Bulini und die ihrer eine wenig jüngeren Schwester. Sie verkauften uns ein Haus, etliche Terrassen mit alten Oliven, etwas Wald und wertlose *macchia*. Letzteres stimmte, das mit dem Haus nicht, denn das war eine Ruine. Kaum mehr!

»Macht doch nichts, Jungs!«, tönnten unsere Freunde Mark und Steven.

Sie betrieben unweit von Montereccione ein kleines Weingut, wo wir sie schon früher mehrmals besucht hatten. Aussteiger aus der Medienbranche. Vielleicht waren sie der alltäglichen journalistischen Verbiegung überdrüssig geworden oder an den Punkt gelangt, nicht weiter vor allem für den Papierkorb schreiben zu müssen oder unerwünschte Manuskripte von *nobodies* lesen zu sollen, die sie doch nicht verlegen würden. Jedenfalls waren sie Liebhaber guter Tropfen, fähig genug, Neues zu beginnen und es zu packen - vor allem aber zur Anstiftung fähig bei Zauderern wie uns!

»Wir kennen einen Maurermeister, der alte Häuser restauriert. Ein Zauberer in seinem Fach und billig! Mit Deutschland kein Vergleich! Denkt nur an die schlappe Lire! Superwechsellkurs! Und du als kreativer Architekt, Thomas! In einem halben Jahr zieht ihr ein. Natürlich müsst ihr die Sicht freischnitten. *Terzo mano* rückt an, die dritte Hand. Niemand kann mit der Motorsäge so umgehen wie er. Schließlich muss die Sicht frei geschnitten werden. Ihr wollt doch 'runter ins *val die chiana* schauen, oder?« Wir wollten.

»Wie kommen eigentlich die Leute hier mit euch beiden klar?«, fragte Thomas irgendwann.

»Na prima! Was dachtest du? Wir haben eine Menge Freunde und Bekannte oben in Montereccione und in der Nachbarschaft«, platzte es aus Mark heraus. »Komm, Thommy, nimm noch einen Schluck«, fügte er allerdings schnell hinzu und schwenkte die Flasche.

»Das meint er doch gar nicht«, schaltete sich Steven ein, blickte dabei aber nicht seinen Freund an, sondern meinen.

»Es war ein Missverständnis, ganz am Anfang, als Marks Neffen uns besuchten und wir alle bei Marchetti, wichtige Leute in der Gegend, zum Essen eingeladen waren. Uns fehlte das Wörtchen *nipote*, und so wurden Till und Nils aus Versehen zu Marks Söhnen.«

»Und die stolze Mutter? Marks Gattin?«, fragte Thomas, dem unschwer anzumerken war, wie wenig es ihm gefiel, was Steven erzählte.

»Ich war Witwer, notgedrungen, und Steven geschieden. Der hat es mit seiner Frau nur ein halbes Jahr ausgehalten und dann nie wieder geheiratet.«, antwortete Mark an dessen Stelle und konnte sich einen Lacher dabei nicht verkneifen.

»Was sollten wir denn machen? Wir leben auf dem Land und in einem katholischen noch dazu.« Steven zuckte etwas verlegen mit der Schulter. »Aber es wurde nicht mehr nachgefragt, und die Neffen kamen auch kein zweites Mal zu Besuch. Das Ganze ist kein Thema, oder?«

Zufrieden war er nicht, mein Thommy ganz im Gegenteil. Man konnte gespannt sein, was ihm dazu noch einfallen mochte, wenn wir erst hier angekommen waren, dachte ich und lobte lieber den Wein, von dem uns Mark nur allzu gern nachschenkte.

*

Dank Tante Irma machten wir uns also mit dem alten Lederkoffer auf den Weg gen Italien. Statt einen bequemen, vor allem schnellen Flieger zu nehmen, hatten wir auf andere gute Freunde in Berlin gehört und uns für den Schienenweg entschieden. Eingedenk unserer wertvollen Fracht, die wir mitführen mussten, rieten sie uns zu ihm, denn Gepäckkontrollen im internationalen Schienenverkehr waren eine überaus seltene Ausnahme, nicht aber auf den Flughäfen – auch schon vor *One Eleven* in New York und seinen *Twin To-*

wers, obwohl die spätere scheinbare Lückenlosigkeit der Durchfilzung aller und von allem noch nicht erreicht war.

Bohrende Fragen von Zoll und Polizei stellte ich mir natürlich trotzdem vor, aus dem Zug geholt zu werden, verhört im schäbigen Büro der Grenzorgane, übervolle Aschenbecher, den Geruch von kaltem Rauch dort verglühter Zigaretten, geblendet von der Vernehmungslampe gegenüber. Schwarzgeld! Schweizer Nummernkonto! Beschlagnahme! Dabei reichte mir eigentlich schon völlig, dass Thomas vorschlug, am besten mittels einer Kette, die mein Handgelenk mit dem Koffergriff verband, den Kofferinhalt zu sichern. So etwas sah man doch immer wieder in Agentenfilmen oder Mafiestreifen. Schlimmstenfalls verlor ich außer dem Koffer nur noch meinen halben Arm, feixte Thommy. Er nahm meine Bedenken wie üblich nicht sonderlich ernst, aber tragen wollte er das Ding auf keinen Fall. Schließlich war doch Tante Irma meine Erbtante, wie er meinte, aber teilhaben wollte er schon. Und sollte es natürlich auch!

Der neue Hochgeschwindigkeitszug ließ noch auf halbwegs komfortables Reisen hoffen. Seine Bequemlichkeit wurde indes erheblich durch die selbst in der 1. Klasse bis auf den letzten Platz besetzten Großraumwagen eingeschränkt. Durch unseren schoben sich, während der Zug durch deutsches Mittelgebirge schnellte, überdies unablässig junge Wehrpflichtige in ihren, wie ich fand, schlusigen tarnfarbenen Klamotten und waren schon deshalb wenig anziehend. Mal mit, mal ohne Tornister befanden sie sich auf dem Weg ins Wochenende, zunächst aber in den uns direkt benachbarten Bistrowagen. Zwar waren die Preise dort einerseits für den schmalen Sold entschieden zu hoch, die mitgeführten Bierdosen aus dem Discounter andererseits jedoch längst geleert und in die schnell überfüllten Abfalleimer gedrückt worden. Mit steigendem Konsum stieg auch der verbale und nonverbale Lärmpegel.

Und selbst für uns blieb die Nähe des Büffets nicht ohne Wirkung. Die eine oder andere ‚Mitropa‘-Packung der Marke ‚Vogelsang‘, der Weißwein der Deutschen Bahn in dieser Zeit auf allen ihren Strecken, füllte unsere Gläser bei so etwa Tempo 180. Dank letzterer Geschwindigkeit jedenfalls erreichten wir ohne unser weiteres Dazutun pünktlich München, wo der Umstieg in den Schlafwagen nach Florenz vorgesehen war.

»Da liegt vermutlich eine Doppelbuchung vor«, hörte ich den Fahrdienstleiter mit der roten Tellermütze wenig später sagen. Und es war nicht der ‚Vogelsang‘, der mich ihn fast an die Gurgel gehen ließ. Unser Abteil war besetzt! Zu mehr als einem Schulterzucken, einer hilflosen Geste halb gestreckter Arme und dem Verweis auf die Münchner Deutsche Bahndirektion konnte ich den uniformierten Bahnbeamten nicht bewegen. Wie auch? Besetzt war besetzt! Der Zug rollte aus dem Bahnhof ohne uns und all die anderen, denen es genauso ergangen war wie uns. Aber hatten die Termine?

Schließlich sollte am nächsten Morgen der Notar in Arezzo einen wesentlich geringeren als den tatsächlichen Kaufpreis beurkunden, da wir *tutto in contanti*, alles in bar, alles in Lire zahlen wollten. Zu Lasten italienischer Steuereinnahmen, weniger wahrscheinlich zum Nachteil des italienischen Allgemeinwohls, denn ein nicht unbedeutender Steueranteil floss angeblich sowieso in dunkle Kanäle, hatten wir verschiedene Wirklichkeiten vereinbart. Wer durfte da den ersten Stein werfen?

Mehr wohl als übel bestiegen wir etliche Stunden später einen von der Bahndirektion doch noch bereitgestellten Ersatzwaggon, der an einen D-Zug nach Bologna angekoppelt werden würde, von wo aus uns dann ein italienischer *Intercity* ans Ziel bringen sollte.

So fanden wir uns ermattet und verschwitzt, jedenfalls empfand ich es so, in einem Sitzwagen wieder, dessen verschlissenen rotbraunen Kunststoffsitze und Kopflehnen auch so rochen. Thommy dagegen schien das alles nichts auszumachen, blieb die Gelassenheit in Person, amüsierte sich fast über aufgeregte Hektik der Leute auf dem Bahnsteig und die stoische bayrische Natur des Bahnbeamten, nahm unser Abteil wortlos hin. Er schwitzte selbstverständlich nicht. In Momenten wie diesen hasste ich ihn. Na, ja, nicht so richtig! Hastig hatte ich als Allererstes die Vorhänge zum Gang hin zugezogen, in der Hoffnung, dass wir das Abteil wenigstens für uns allein haben würden. Unser egoistischer Wunsch wurde erfüllt, dennoch war es eine fürchterliche Nacht. Aus Sicherheitsgründen lehnte ich gegen die Schiebetür Thomas' Reisetasche, die, wie ich annahm, geräuschvoll umfallen müsste, wenn jemand von außen einzudringen versuchte. Meinen kleinen Lederkoffer hielt ich in den folgenden Stunden unentwegt fest umklammert, entschlossen, auf keinen Fall in einen für uns gefährlichen Dämmer Schlaf zu geraten.

Irgendwann in der Nacht wachte ich auf, besser, fuhr ich hoch, denn die Tür polterte schroff gegen ihren Stopper. Sie war unsanft aufgeschoben worden. Der Grenzbeamte, Österreicher oder Italiener, strauchelte ein wenig über die Tasche, sagte aber nichts dazu, sondern: »Ihre Pässe, bitte!« Oder war es Italienisch? Wenigstens trug der Ruhestörer Uniform, war höchstens an unserer Identität interessiert, zum Glück nicht an unserem Gepäck. Und wir erschienen unverdächtig. Aber in unserem Schlafabteil wären wir gar nicht erst kontrolliert worden und ins gefährliche Blickfeld wachsamer Grenzer gelangt.

»So verschlafen, wie du warst, bewundere ich deine Geistesgegenwart«, kommentierte Thomas später diese kleine Episode unserer Reise. »Mit eiliger, doch scheinbar beiläufiger Handbewegung schobst du deine Lieblingsstrickjacke, mit der du dich zugedeckt hattest, über den Lederkoffer, der wiederum mit der Hüfte etwas von dir weggestoßen wurde, wie ein nebensächliches Reiseutensil eben.« Schließlich fügte er zu meinem Unwillen noch hinzu: »Hochachtung, bei deiner fast schon neurotischen Angst!«

*

Wenn man davon absah, dass flatternde Vorhänge vor halbgeöffnetem Fenster und Fahrgeräusche wegen der defekten Klimaanlage unvermeidbar waren und zumindest meinen Halbschlaf noch empfindlich zusätzlich störten, erreichten wir ohne weitere Störungen Bologna im Morgengrauen und endlich auch den *Intercity* nach Arezzo. In bester Aktivistenlaune konnte sich Tommy schließlich mit dem deutschen Ehepaar beschäftigen, das kurz nach uns das Abteil betrat und uns die besseren Plätze am Fenster zu neiden schien, denn sie besaßen genau wie wir keine Reservierung.

»Arezzo, Arezzo, *stazione di Arezzo!*« tönte es endlich von draußen erst in Italienisch, dann in antiseptischem Oxford-Englisch durch den Lautsprecher hinein in unser Abteil, das wir nun ebenfalls verließen. Längst hatte das Ehepaar sein Gepäck gegriffen und war grußlos gegangen.

Da dieses Abteil immerhin, wenn auch schlecht, klimatisiert gewesen war, überraschte uns an diesem frühen Mittag die eigentlich typische trockene Hitze des toskanischen Sommers besonders. Das von einem von uns später so genannte 'Lügenthermometer' mit seiner albernen Werbung für irgendwelche überflüssigen Produkte auf dem Bahnhofsvorplatz signalisierte den Vorbeieilenden wie den Herumstehenden digital 38 Grad und den 21. Juli 1994. Letztere Information war jedenfalls unbestreitbar. Der schattenlose Vorplatz flimmerte in der vormittäglichen Hitze. Kein Baum, kein Strauch, weder eine Rabatte noch sonstiges Grün, boten den angestregten Augen etwas Erholung, die sie nach dem schummrigen Tunnellicht der Gleisunterführungen unwillkürlich suchten. Die Ohren dröhnten noch vom vielfältigen Stimmengewirr in der von abreisenden, gerade angekommenen oder wartenden Reisenden überfüllten Bahnhofshalle.

Bis an den Eingang heranfahrende Fahrzeuge oder scheinbar ohne System abgestellte Taxen, Autos unterschiedlichster Marken, meist allerdings kleinere, schwach motorisierte Marken, dazu natürlich die *motorini*, die Nachfahren der legendären Vespa, dem fahrbaren Untersatz jedes jungen Italieners auf dem Weg zum Erwachsenwerden, verursachten ein schier auswegloses Durcheinander – zumindest für Fremde wie uns. Aber auch einige *ape*, jene kleinen dreirädrigen Packesel, die in Italien nicht wegzudenken waren, ohne dass Wehmut aufgekommen wäre, und die Unzahl der Fußgänger dazwischen vollendeten schon hier in der Provinz, fern von Rom, stakkatoartiges Chaos – eine *Piazza Venezia* in der Toskana. Scheinbar ohne Regeln, einem tiefen Widerwillen gegen Festlegungen folgend, suchten sie ihren Weg und fanden ihn auch – zumindest die Einheimischen.

Dort lud jemand in stoischer Ruhe Gepäck aus, versperrte damit vier anderen Fahrzeugen die Anfahrt. Weiter hinten, wo weiße Linien auf dem heißen, weichen Asphalt eigentlich für regelhaftes Parken sorgen sollten, behin-

dernten sich Fahrzeuge gegenseitig, weil dem auch in Italien geltenden Rechtsfahrgebot nur ansatzweise Folge geleistet wurde. Einem kleinen Reisebus entstiegen etliche ältere Fahrgäste, die ihre gestenreichen Gespräche nun draußen fortsetzten, um den Gesprächsfäden, den sie seit Fahrtbeginn wechselseitig gesponnen hatten, nicht abreißen zu lassen. Warum auch? Eine notwendige Passage freizugeben, kam angesichts des Redeflusses nicht in Betracht. Und der besaß Vorrang. Das verstanden alle! Eigentlich stellten auch zwei junge, durchaus attraktive Männer, die sich untergehakt hatten, und mehr als gemächlich die Straße überquerten, um sich dann, noch im Fahrbereich, freundschaftlich mit einer Umarmung voneinander zu verabschieden, insofern kein wirkliches Hindernis dar. Trotz allem waren wütende Hupsignale eher selten, kehliges Schimpfen ebenso wenig. Die berüchtigte abfällige Geste mit dem gestreckten Zeigefinger, Erfindung eines bekannten, wohl bayrischen Fußballers, war dagegen überhaupt nicht feststellbar, kaum denkbar. Ordnung im Chaos, Gelassenheit im Stress, Ruhe im Lärm.

»*Vita alla italiana!*«, hörte ich neben mir Thomas sagen, der mit einer Kopfbewegung auf die beiden jungen Männer aufmerksam machte. Oder meinte er das heillose Durcheinander auf dem Bahnhofsvorplatz? Einen Moment dachte ich, er wollte mich ebenfalls unterhaken. Aber daran hinderte ihn zu allererst unser Gepäck, vor allem mein kleiner Lederkoffer, den ich mit verkrampftem, an den Körper gepressten Arm festhielt.

»*Prendiamo un caffè e un dolce, ragazzo!*«, sagte Thommy stattdessen und gab mir einen freundschaftlichen Schubs mit der Schulter, mit dem er mich auf den Zebrastreifen beförderte, obwohl die Ampel noch rot für uns anzeigte.

Er musste heimlich Italienisch gelernt haben, denn den Kurs, den ich besuchte, hatte er nach zwei, drei Stunden geschmissen. Zu öde! Keine Lust auf Grammatik! Sein Französisch reichte ihm! Ist ja schließlich auch eine romanische Sprache! Vielleicht leistete er sich einen Privatlehrer, dachte ich. Matteo, der Sohn des Wirts in unserem Berliner Lieblingsitaliener, der im 'Arcobaleno' aushilfsweise kellnerte, gefiel ihm jedenfalls ganz ungemein. Aber gegen einen *caffè* und etwas Süßes war nichts einzuwenden, meldete mir der Magen und vertrieb Matteo gründlich aus meinem Kopf.

Der Weg in ein *caffè* oder eine *pasticceria* drohte allerdings lang zu werden, denn Thommy weigerte sich, wenn immer es die Temperaturen zuließen, drinnen zu essen oder dort auch nur etwas zu trinken. Der Tisch musste draußen stehen, ob es nun der Tisch einer Eckkneipe oder Biergartens war, eines Bistrotts oder der unseres Italieners.

Es war heiß, und es dauerte, denn wir wussten noch nicht, dass Arezzo zu den wenigen italienischen Städten gehörte, in denen die genehmigende Stadtverwaltung die Außenbewirtschaftung nur im Ausnahmefall gestattete.

Vor uns tat sich zunächst die Kulisse von einigen hässlichen vier- oder fünfstöckigen Häusern auf, aus den frühen sechziger Jahren vielleicht, mit abbröckelndem Putz und durch staubige Jalousien verbarriadierte Fensterreihen. Dass hier womöglich vor fünfzig Jahren Fliegerbomben entsprechende Verwüstungen angerichtet haben mochten, kam mir natürlich noch nicht in den Sinn. Immerhin konnte ich oben üppig bepflanzte Dachgärten ausmachen, rot- und weißblühenden Oleanderbüsche, üppig kletternden Jasmin und sogar Olivenbäume, vermutlich in großen Töpfen aus Terrakotta. Nicht weit entfernt von uns, wir wollten gerade eine Straße überqueren, mussten aber erst eine Horde Vespas vorbeiknattern lassen, fiel mir eine Statue auf, vielleicht ein Mönch, in der Mitte eines runden Platzes, der von dunkelblättrigen Bäumen umsäumt war.

Wir bogen ab, bevor wir die Identität des Kapuzenmannes hätten klären können. Die Häuser wurden älter, die Straße enger, alterskrumm. Wir liefen an kleinen Geschäften und Werkstätten vorbei, einer Eisenwarenhandlung, einer Druckerei, einem Bilderrahmenladen, einem geschlossenen Kino, ließen mehrere Bars hinter uns und eine *gelateria*, da vor ihnen keine Tische standen. Massive, durch Eisenbeschläge und Nagelreihen zusammengehaltene Holztore, ebensolche Fensterläden, die sicherlich mit mächtigen Riegeln von innen und sichtbar schweren Vorhängeschlössern von außen gesichert werden konnten, passten genauso in mein Bild wie der auch hier abbröckelnde Putz, die müde Farbe vergangener Jahrhunderte. Und viele Leute, die geschäftig vorbeiliefen, drinnen, am Bartresen stehend, vermutlich ihren *caffè* tranken und dazu ein *dolce* aßen, die Eistüte leckten oder die rosa Zeitung lasen, den Impuls für schnellen Streit zwischen fußballbegeisterten Italienern, die *Gazetta dello Sport*. Wir dagegen blieben auf der Suche.

Wir erreichten eine nun breitere Straße, die Häuser wuchsen höher aus sich heraus; verschlissene Eleganz, die den früheren Reichtum angesehener Bürger dieser Stadt nicht nur ahnen, sondern fühlbar werden ließ. Wuchtige Quadersteine bildeten Fassaden der Renaissance mit ihren hohen Fenstern und verwitterten Sims. Durch sie hindurch erspähte ein neugieriger Blick im ersten Stock dunkle Deckenbalken zwischen Terrakottaziegeln, mal fein bemalte, mal tuchbespannte Wände, soweit ihm ein geöffneter Fensterladen dies gewährte und keine blinde Fensterscheibe es verwehrte. Im Wechsel dazu gesellte sich eher schlichtes Barock, Kalksandstein, verziert wiederum mit prächtigen Portalen und ebensolchen Fensterrahmen, verwittert zwar, doch fast unvergänglich schön. In konkurrenzlosem Kontrast dazu drängte sich überreichlich gezollter Tribut an die Moderne auf: Schicke Läden zu ebener Erde zogen den Blick weg von altem Glanz zum Neon unserer Zeit mit Gucci, Prada und natürlich Calvin Klein. Verwechselbar gleich - ob in Paris, London, New York oder Tokio! Aber gerade damit warb man auch. Luxus war längst

weltweit, wenn auch nicht für alle, vor allem aber vulgär geworden. Die städtische 'nobilita' ließ damals selbstverständlich standesgemäß in den *palazzo* liefern. Häufig genug schloss man aus vielerlei Gründen andere vom Wissen über den eigenen Luxus besser aus. Die Verlustängste waren groß und nicht unbegründet. Privilegien konnten fallen, wohlwollende Hände entzogen werden, Macht mochte vergehen, man selbst in Kerker oder Verbannung geraten. Inzwischen kauften die Nachfahren, soweit noch existent und nicht verarmt, längst bei Ferragamo ein. Und immer noch kein Tisch!

Plötzlich staute sich der Schub der Menschen längs der hellen Vitrinen links und rechts der Straße. Das Stimmgewirr schwoll an, laute junge Leute, dunkle Lockenköpfe mit wachen Augen, weniger Mädchen, alle aber jugendlich und schlank, kaum ein Blond. Sie standen wiederum in Grüppchen herum, saßen in den Hauseingängen, lehnten gegen die Fassaden, helle Glitzerfenster und die Geldmaschine einer Bank. Teils untergehakt, teils lässig aneinander gelehnt, auch mal freundlich knuffend oder schubsend, immer aber auf körperliche Nähe bedacht, lachten sie und suchten sich. Die letzten Neuigkeiten, kleine Bosheiten und Intrigen, die Schule gerade eben, der Ärger mit den Eltern gestern, das *Dangerous*-Konzert von Michael Jackson, die neue Freundin von Daniele - ich konnte natürlich nichts verstehen - wurden gestenreich ausgetauscht, angezettelt, beklagt, gelobt, verrissen: Einsatz gröbster oder feinsten Mimik, die zur Brust geführten Hände, der hoch gereckte Arm, das federnd eingeknickte Bein, der ganze Körper diskutierte mit.

Unsere Schritte verlangsamten sich, als kämen wir durch diese fröhliche, umherschwärmende Menge nicht hindurch, als würden wir gebremst. Wir ließen uns wohl eher bremsen! Thommys Blick verharrte kurz bei einem Jungen weiter vorn, der mit geübt natürlicher Bewegung seiner linken Hand das lockere, bei ihm doch eher blonde Haar aus der Stirn nach hinten dirigierte. Das gefiel Thommy, ohne Zweifel mir auch der Junge mit dem überlangen grob karierten Hemd, locker in die Jeans gestopft, der genau in meine Richtung grüßte, nicht weniger. Natürlich war nicht ich gemeint, aber trotzdem.

Fast hätten wir die Bar übersehen. Endlich Tische draußen und ein freier noch dazu. Treffpunkt der *ragazzi*. Nur allzu gern ließen wir uns an ihm nieder und tauchten an diesem Samstag bei *caffè, dolce* und anschließendem *prosecco* zu vormittäglicher Stunde in den jungen Trubel ein. Italien!

Als wir uns zu *dottore* Battestini aufmachten, schließlich warteten die Schwestern auf ihr Geld, legte Thomas seinen Arm um meine Schulter, und ich sträubte mich nicht wirklich.

»Entspann dich, *amore!*«, sagte Thommy halblaut und lachte mich auf seine unwiderstehliche Weise an.

I

7.Kapitel

via aretina

»Hauptmann Mehring! Willkommen, Mehring!«, hörte er vom Schreibtisch her, der vor einem Fenster und damit im Gegenlicht stand, nachdem er das Ritual militärischer Begrüßung hinter sich gebracht hatte. Der Begrüßte war ein wenig über den freundlichen Tonfall überrascht, denn er klang so, als sei er lange erwartet worden und nun glücklicherweise endlich eingetroffen. Den Sprecher konnte Mehring dagegen wegen der Lichtverhältnisse in dem großen und hohen Raum noch nicht genauer erkennen. Er kannte den Oberst nicht, wusste nur, dass er Boltenheim hieß und das Regiment erst vor kurzer Zeit übernommen hatte. Auf dem Weg hierher, ob in München oder in Bologna, das hatte er vergessen, erzählte ihm irgendwer, dass der Oberst vorher in Frankreich stationiert war, dort aber, warum auch immer, sich unbeliebt gemacht haben sollte. Das neue Kommando in Arezzo bedeutete keine Beförderung. Mehring interessierte es nicht.

»Nehmen Sie doch Platz, Mehring, bitte!«, forderte der untersetzte Offizier ihn mit einer fast unmerkbar schleppenden, dabei dunklen Stimme auf. Andeutungsweise aus seinem Sessel hochkommend, stützte er sich mit der einen Hand auf den Schreibtisch, mit der anderen winkte er ihn heran und deutete auf einen Stuhl vor seinem Tisch, der mehr eine breite Konferenztafel auf sechs klobigen Beinen war als eigentlich ein Schreibmöbel.

»Willkommen in der Toskana, schöne Gegend, beste Jahreszeit, alles grün und farbig! In zwei, drei Monaten wird alles verbrannt sein«, um schnell ergänzend nachzuschieben: »Wiesen, Felder, selbst die Eichen in den Wäldern werden staubig gelb und trocken braun sein. Die Hitze! Sie verstehen?«

Glaubte er, dass seine Worte missverständlich geklungen hatten? Mehring kam es jedenfalls fast so vor. Er antwortete nicht. Was sollte er dazu auch schon sagen? Und ihm fiel wieder der Friedhof am Bahndamm ein. Daran gewohnt und geschult, den Vorgesetzten so lange reden zu lassen, bis der ihm das Wort gab, schaute er weiter geradeaus in das Gesicht seines Gegenübers, höflich, freundlich, also unbestimmt.

»Vom Wetter und vom Frühling hier mal abgesehen, sieht es sonst nicht ganz so makellos aus, leider, mehr als nur ein paar Wermutstropfen in unserem Wein, Mehring«, fuhr entsprechend der Rollenverteilung dann der Oberst auch fort.

»Zwar ist die Front noch fern, Rom gehört uns, aber der Druck auf unsere Kräfte da unten wächst stetig. Der Generalfeldmarschall ist besorgt, heißt

es. Und auf die Italiener ist sowieso kein Verlass, Die kennen Sie ja, aus Afrika! Da stürzen sie erst ihren *duce*, laufen dann zum Feind über und schmeißen schließlich den ganzen Mist hin. Und wir? Wir hauen den *duce* wieder 'mal raus! Dass der seinen Laden im Griff hat, da bin ich mir überhaupt nicht sicher, jedenfalls nicht ohne uns, oder?«

Mehring hütete sich, auf den rhetorischen Schlenker zu reagieren, und wunderte sich über die Offenheit, mit der Boltenheim seine Sicht der Dinge herauspolterte, wobei er gleichzeitig fand, dass der junge Leutnant gestern Abend unzweifelhaft aufschlussreicher argumentiert hatte. Und selbstverständlich hatte der Oberst keine Antwort erwartet, denn er fuhr unmittelbar fort.

»Nicht nur, dass die Notwendigkeit entstehen könnte, die Front zurückzunehmen zu müssen, haben wir es hier zunehmend mit Banditen zu tun.«

Da war es wieder, das Wort! Obwohl Mehring inzwischen wusste, wer sich dahinter verbarg, wollte er es gern von seinem Vorgesetzten erläutert wissen.

»Verzeihung, Herr Oberst, ich verstehe Sie nicht ganz«, unterbrach er nun erstmals den Wortschwall des Kommandeurs.

»Banditen, Mehring, Banditen! Unsere zuverlässigen Italiener! Die einen paktieren offen mit dem Feind, die anderen verstecken sich im Wald oder in den Bergen und schießen auf Deubel komm raus auf alles, was nach deutscher Uniform aussieht. Partisanen, Mehring, Partisanen«, um noch einmal in lang gezogenen Silben zu wiederholen, »Par-ti-sa-nen!«

»Ach, wie wär's denn mit einem kleinen Roten, wenn wir schon dabei sind?«, lenkte sich der Oberst selbst ab, nicht ohne sich über seinen vermeintlichen Wortwitz merkbar zu amüsieren.

Ohne die Antwort seines Untergebenen abzuwarten, der lieber dankend abgelehnt hätte, stand er auf und holte vom Rand seines Tisches eine bereits geöffnete Flasche und ein Glas, um sich anschließend auf die Suche nach einem zweiten Glas zu begeben.

Mehring schaute sich in dem Raum um, der schon mehr ein kleiner Festsaal war. Mannshoch waren die Wände dunkel holzgetäfelt und barock geschnitzt. Darüber spannte sich schwerer, roter Stoff bis hin zu einer Deckenkehle, die mit bunten Ornamenten ausgemalt war. Eine wiederum dunkle Holzkassettendecke wurde von ihr eingerahmt. Die wenigen Zweckmöbel, wahlmöglich Wehrmachtsbestand, standen in Kontrast zur Pracht des Raumes, in den man sie rücksichtslos hineingestellt hatte.

Aus einem Aktenschrank hatte Boltenheim inzwischen das zweite Glas herbeigeht und es auf die Tischplatte vor Mehring abgesetzt.

»Anständig kämpfen können sie nicht, von Verwaltung keine Ahnung, aber Wein anbauen, das können sie!« Dabei goss er aus der Flasche dunklen roten Wein in beide Gläser und prostete fast ein wenig zu hastig Mehring zu.

»Die Franzosen machen besseren Wein, noch besseren. Das ist klar! Aber die Italiener haben den tollen toskanischen Boden, die Sonne, die Zeit der trockenen Reife. Da kommt noch was, mein Lieber!«

Mehring lobte höflich den Geschmack des Weines, doch schon der erste kleine Schluck löste sofort leichtes Unwohlsein im Magen aus. Er stieg ihm zu Kopf. Und während er einen weiteren Schluck nahm, fiel ihm ein, dass er seit dem frühen Morgen nichts gegessen hatte.

»Meine Familie besitzt seit Generationen ein Weingut im Rheingau. Wir kommen zwar ursprünglich aus dem Osten des Reichs, mein Großvater hat dann aber einen Weinberg geheiratet.«

Wieder schien der Oberst zufrieden mit seinem Witz zu sein, denn er kommentierte sich mit einem knappen kehligen Lachen.

»Im Rheingau gibt's den besten Weißen. Den macht uns keiner nach, keiner!«, fügte er nach gewollter Pause dann hinzu.

»Weißwein aus Hochheim wird bei uns zu Hause besonders gern getrunken, mein Vater schätzt die feine Säure«, konnte Mehring nun ehrlich beipflichten, irgendwie sogar froh, etwas Beiläufiges sagen zu können.

»Na klar, sogar die Briten lieben unseren Wein, und selbst die alte Königin Victoria konnte ohne ihren 'Hock' kaum regieren. Na, die war ja auch eine halbe Deutsche und schnasselte gern, aber nicht wie WC, dieser Schluckspecht mit der Whiskeynase.«

Da saßen sie in einer italienischen Stadt, lobten französischen Bordeaux, die toskanische Traube und stellten den deutschen Rheingau über alles, stieß es Mehring unvermittelt auf, ohne seinen Gedanken weiter nachhängen zu können, da Boltentheims Stimme plötzlich einen anderen Tonfall annahm.

»Also, Mehring, Ihre Aufgabe wird folgende sein!«

Mit einem ausgestreckten Arm, während der andere fest auf die Armlehne seines Sessels gepresst blieb, suchte er einige Augenblicke im Wust von Papieren auf seinem Schreibtisch und zog dann aus einem Stoß von Aktendeckeln einen grünen hervor, der die Aufschrift 'Geheim' trug, wie Mehring über Kopf lesen konnte. Der Oberst entnahm der Akte eine gefaltete Karte, öffnete sie und drehte sie in Mehrings Richtung.

»Sehen Sie, dies ist die Bandenlage.«

Mehring zog seinen Stuhl näher an den Tisch und beugte sich im Sitzen über das Faltblatt, eine Landkarte der Region, mehr eine Skizze der größeren Städte und wichtigsten Straßenverbindungen zwischen ihnen. An verschiedenen Stellen sah er farbige Markierungen, Daten und abgekürzte Erklärungen. In der Kürze der Zeit las er heraus, dass an bestimmten Tagen des Monats 'Bandenüberfälle', 'Bandenbeschuss' oder ein 'Kfz-Überfall' stattgefunden

hatten. An einem Punkt las er gerade noch, dass an dieser Stelle '1 Offz. 3 M. gef.' waren, bevor der Oberst fast abrupt die Karte wieder zu sich drehte.

»Das ist unser Problem! Einzelheiten spielen keine Rolle, Herr Hauptmann. Die Banditen sind unter uns, unerkannt und heimtückisch.«

Seine Stimme hatte nun einen harten militärischen Klang angenommen.

»Nach unseren Erkenntnissen werden sie zum Teil sogar von Briten gelenkt, abgeschossene Flieger, geflohene Kriegsgefangene, italienische Freischärler aus dem Süden, wer weiß! Wir müssen Flagge zeigen, gegenwärtig sein und Überlegenheit demonstrieren, um die Umtriebe einzudämmen.«

»Erlauben Sie, Herr Oberst«, nutzte Mehring eine neue rhetorische Pause seines Vorgesetzten, »Partisanen-, also Bandenbekämpfung gehörte bisher nicht zu meinen Einsatzbefehlen, ich...«

»Herr Hauptmann, neue Situationen erfordern neues Handeln. Selbstverständlich wird das Regiment Sie und Ihre Leute, so gut es geht, unterstützen, aber erwarten Sie nicht zu viel, das Material ist knapp. Das Notwendige ist Ihnen sicher, klar doch!«

Was sollte er darauf antworten? Jetzt musste er also in seinem ersten eigenen Kommando Banditen bekämpfen, Wegelagerer. Irgendwie gefiel ihm die Bezeichnung Partisanen besser, er wusste nicht warum. Aber was hieß das eigentlich - 'Partisanenbekämpfung'?

»Es gibt eine wichtige Verbindungsstraße zwischen unserem Standort hier und Siena. Kennen Sie vielleicht, die Stadt mit den Patriziertürmen, Klein Neu York, sozusagen. Strategisch wichtig, die Straße, weil der Tommy die Eisenbahnverbindung dauerhaft beschädigt hat. Die fällt für eine Weile weiter aus, die Reparaturen dauern. Und die Italiener pfuschen nur langsam vor sich hin. Wir stationieren Sie auf halber Strecke, in der Nähe eines Ortes namens Montereccione. Ich war mal da, Flecken, Kleinstadt, ziemlich verschlafen, viel Renaissance, wenn Sie wissen, was ich meine.«

Mehring hatte sich schon längst mit seiner Rolle, wie er sie zu spielen hatte, abgefunden, wartete und hörte zu, was sonst?

»Wichtige Treibstoffdepots im Tal dürfen nicht zum Ziel der Banditen werden. Die *via aretina* muss sicher bleiben. Und das Tal genauso. Dazu sind Sie und ihre Männer da. Das ist Ihr Befehl. Von Siena aus werden Kameraden dasselbe tun, die zweite Hälfte ist deren Sache.«

Er machte eine kleine Pause, teils wohl, um die Wirkung seiner Worte bei Mehring zu testen, indem er ihn starr fixierte, teils um einen Schluck vom Roten zu nehmen. Das Glas fand er jedenfalls, ohne zu ihm hinschauen zu müssen.

»Wir erwarten, dass Sie durch Wachsamkeit und Präsenz den Militärverkehr absichern, die zivilen Fahrzeuge im Auge haben, die Leute im Blick behalten. Sie bleiben ständig mit uns in Kontakt, melden Auffälligkeiten auf

Ihren Patrouillen. Alle weiteren Einzelheiten erfahren Sie später von Oberleutnant Reinhardt, der Sie anschließend zur Kaserne begleitet und Ihnen Mannschaft und Ausrüstung übergeben wird.«

»Gestatten Sie, Herr Oberst«, warf Mehring dann doch ein, »zunächst eine Frage zur Stationierung in der Nähe dieses Ortes Monte...«

»Monteregione, Herr Hauptmann! Also, wir quartieren Sie und Ihre Leute ein paar Kilometer von dem Kaff entfernt ein, unterhalb eines Dorfes, wie das auch immer heißt. Fragen Sie, wie gesagt, Reinhardt. Die Leute da sind in Ordnung, wie wir erkundet haben. Halbdeutsche, sollen aus Trient oder aus Tirol stammen, Italiener erst seit 1918, Kriegsbeute der Italiener, na ja, Sie wissen schon.«

Mehring wusste, aber erfahren hatte er kaum etwas, so dass er umso mehr aufhorchte, als der Oberst fortfuhr.

»Lebensmittel sind knapp, der Nachschub wird unsicherer, die Versorgungslage ist schwierig. Es wird gemunkelt, dass Kesselring den Befehl erteilen wird, dass wir uns überwiegend aus den Beständen des Landes selbst werden versorgen müssen. Fragen Sie Reinhardt, Herr Hauptmann!«

Bevor Mehring, dem auch dies erneut zu unbestimmt geblieben war, nachfragen konnte, griff Boltenheim zum Telefon, wählte und verlangte nach Oberleutnant Reinhardt.

Da die Kartenskizze nach wie vor auf dem Schreibtisch lag, versuchte Mehring Arezzo und Siena darauf zu orten, fand sie mühelos und die Straßenverbindung zwischen ihnen. Das musste die *via aretina* sein. Die weiteren Informationen, die er dem Blatt noch entnehmen konnte, beruhigten und beunruhigten ihn gleichzeitig. Längs der Straße waren keine Zwischenfälle markiert, sie verlief jedoch durch eine große schraffierte Fläche mit dem Hinweis 'Bandengebiet'.

»Mehring!«, riss ihn die Stimme Boltenheims von der Karte los, und er merkte gleich, dass der Tonfall sich wieder gewandelt hatte.

»Wissen Sie, wer weiß, vielleicht müssen wir hier ja bald weg.«

Nach einer kurzen Pause, in der er ihn erneut prüfend musterte, fügte der Oberst ausgesprochen gelassen hinzu: »Aber wir kommen wieder, da wette ich eine Kiste 'Hock'! Dann mit Panamahut und Fotoapparat, als interessierte Reisende, versteht sich - vorausgesetzt, der Tommy hat nicht alles platt gemacht. Was denken Sie?«

Bei den letzten Worten war er bereits aufgestanden, schwankte leicht um seinen Tisch herum, was Mehring nicht entging, trat auf ihn zu und reichte ihm ohne weitere Worte die Hand, um ihn darauf zur Tür zu begleiten.

Wenig später befand Mehring sich in Begleitung von Oberleutnant Reinhardt, der seit der Begrüßung auf ihn einredete, um die Einzelheiten wei-

terzugeben, wieder auf der breiten Treppe, diesmal in umgekehrter Richtung, und es kam ihnen niemand entgegen.

Als sie ins Freie traten, wurden sie von der Helligkeit fast geblendet, denn die Sonne strahlte die gegenüberliegende Häuserfront an, und das Licht wurde entsprechend zurückgeworfen. Unwillkürlich musste Mehring die Augen zukneifen. Erst als er sie einen Augenblick danach wieder öffnete, bemerkte er eine kleine Gruppe von Menschen, eine Handvoll, vielleicht ein paar mehr, offensichtlich Wartende. Schweigend standen sie da, dort, wo der Schlagschatten der Kommandantur gerade noch hinreichte, ihr also nicht zu dicht und nicht zu fern. Soweit Mehring es wahrnehmen konnte, waren es eher ältere Leute, der Kleidung nach zu urteilen, Landbevölkerung. Die wenigen Frauen unter ihnen trugen schwarze, jedenfalls dunkle Kittelkleider und anscheinend geknotete Kopftücher.

Er wollte seinen Blick schon abwenden, da glaubte er, eine Gestalt zu erkennen, die, halb verdeckt durch die anderen, hinübersah, mit hellem Hemd vielleicht, anders als der Rest, ein junger Mann sicherlich, ein Halbwüchsiger, ein glattes Gesicht, ja! Winkte er ihm zu, zeigte er in seine Richtung, hielt er etwas in der Hand? Unwillkürlich duckte Mehring sich, ohne dass Reinhardt es bemerkte, aber in diesem Moment fuhr auch bereits das Auto vor, das sie in die Kaserne fahren sollte. Nachdem sie schon eingestiegen waren und Mehring die Wagentür eben zugezogen hatte, schaute er durch das kleine hintere Fenster zurück. Die Menge stand unverändert zwischen Sonne und Schatten, wie ihm schien. Die Gestalt war verschwunden.

»Sie haben zwar nicht gefragt, Herr Hauptmann, ich erkläre es Ihnen trotzdem. Die Leute vorhin, als wir losfuhren, stehen da und warten. Sie glauben, sie bekommen von uns Hinweise über den Verbleib von Leuten aus ihrem Dorf, aus der Familie, Nachbarschaft und so weiter. Manche kommen tagelang von neuem, andere nur ein-, zweimal, immer wieder auch neue Gesichter, melden die Posten.«

»Ja, was ist denn mit den Leuten? Geben wir denen Informationen, und welche?«, reihte Mehring Fragen aneinander, obwohl er mehr als ahnen konnte, worum es ging.

»Wir sind im Krieg mit Banditen, Partisanen, ja! Das wissen Sie! Da verschwindet der eine oder andere. Und die Leute denken, wir haben sie, sogar hier in der Kommandantur. Nein, Herr Hauptmann, das machen die Italiener unter sich.«

»Aber ich übernehme doch heute mein Kommando, sozusagen zur Partisanenbekämpfung, oder, Herr Oberleutnant?«

»Na klar doch, wir übernehmen den militärischen Teil, ganz offiziell, bündnisgemäß, und die Italiener den polizeilichen: Spurensuche, Festnahmen, Untersuchungen, Verhöre, die ganze zivile Palette.«

Nachdem darauf beide eine kurze Zeit geschwiegen und das Fahrzeug den inneren Stadtbereich bereits verlassen hatte, nahm Reinhardt den Gesprächsfaden wieder auf, wobei er auf ein vor ihnen liegendes Gebäudeareal verwies.

»Sehen Sie, dahinten ist die Polizeikaserne, unser Standort. Wir sind Untermieter, wenn man so will, aber ein Teil der Anlage wird nach wie vor von den Italienern genutzt. Hier findet ihre polizeiliche Arbeit statt. Wir lassen die Leute oben in der Stadt vor der Kommandantur warten, solange sie friedlich sind, versteht sich, irgendwann gehen sie dann nach Hause. Und hier unten sitzen die, die sie suchen. Die Polizei möchte Wartende und Fragende vor ihrer Tür vermeiden, auch verständlich! Wir sagen nichts, die sagen nichts, alles ruhig!«

Mehring dachte an die Leute oben vor der Kommandantur, die er nur am Rande und dazu mit zugekniffenen Augen kaum wahrgenommen hatte. Nun schienen sie, plötzlich ganz plastisch vor ihm zu stehen. Dabei wusste er nicht warum.